

Der Doppelpatriot

Theophil Banner wurde als Sohn eines Grenzwächters geboren. Vor seinem Geburtshause stand ein Schlagbaum, der auf der einen Seite rot, auf der anderen schwarz angestrichen war. Wir wollen die beiden Königreiche, die sich rechts und links von diesem Grenzzeichen erstreckten, der Einfachheit halber das rote und das schwarze Land nennen.

Nun traf es sich, daß zwischen diesen beiden Ländern ein Grenzstreit ausgebrochen war. Eine Kommission, zusammengesetzt aus Geometern, Politikern, berühmten Juristen und hohen Würdenträgern beider Länder durchstreifte die Grenzgebiete und machte nach kurzem Spaziergang schon die sensationelle Entdeckung, daß die Grenze tatsächlich falsch gezogen sei. Nicht nur, daß rund einundzwanzig und sieben Achtel Baumstämme irrtümlich dem roten Lande zugefallen waren, auch das rote Wächterhäuschen stand mit seiner ganzen rechten Hälfte im schwarzen Land drüben.

Erregt ob der historischen Tragweite dieser Erkenntnis, drang die Kommission in die Behausung des Grenzwächters ein, just in dem Augenblick, da Theophil Banner das Licht der Welt erblickte. Der letzte Schmerzensschrei der glücklichen Mutter, der erste Gruß des neuen Weltbürgers empfing die illustre Gesellschaft.

Der Geometer des schwarzen Landes erholte sich als erster von der Überraschung.

»Die neue Grenzlinie geht mitten durch das Kind!« schrie er.

Sofort wurden die Dreifüße aufgestellt, alle Mitglieder der Kommission lugten der Reihe nach durch die Apparate, und der Ausruf des scharfsichtigen Geometers bewahrheitete sich.

Da trat der Justizminister des schwarzen Landes mit feierlicher Miene aus der Reihe. Er war ein gefürchteter Jurist von außergewöhnlicher Spitzfindigkeit und brannte darauf, sich den gelben Drachenorden zu verdienen.

»Dieses Kind gehört uns!« erklärte er mit schlauer Miene. Der rote Teil der Kommission kicherte höhnisch.

»Exzellenz irren«, hieß es, »der Vater des Kindes ist roter Untertan und der Neugeborene somit, ohne Rücksicht auf seinen Geburtsort, ebenfalls.«

Der ehrgeizige Justizminister ließ sich jedoch nicht abschrecken.

»Der Vater des Kindes ist auch in diesem Hause geboren, auf diesem Bette, das mit seiner rechten Hälfte in unser Land hineinragt. Er ist roter Untertan geworden, aufgrund einer vorhergegangenen falschen Abmarkierung. Es handelt sich um ein *Judicium sinum regundorum*, und in solchen Fällen ist es allgemein üblich, das zweifelhaft bleibende Areal zugunsten der Beteiligten zu halbieren. Wir haben euch den Vater überlassen und nehmen uns nun das Kind — — — —«

Großer Lärm folgte diesen Worten. Nach endlosem Hin und Her, nach glänzenden Reden und Gegenreden faßte die Kommission einstimmig den Beschluß, beiderseits an allerhöchster Stelle über die unerwartete Komplikation zu referieren.

Jahre vergingen.

Der Streit um die Staatsangehörigkeit Theophil Banners wütete immer noch, Spezialkommissionen tagten; die Sache wurde einem internationalen Schiedsgericht vorgelegt; und die Farben des Regenbogens genügten nicht mehr, um die diplomatischen

Elaborate, die über diese Frage ausgearbeitet waren, mit entsprechenden Umschlagdecken zu versehen.

Der kleine Theophil war einige Male nahe daran, ein Casus belli zu werden. Zum Glück hatte er selbst keine Ahnung von seiner Wichtigkeit. Er wuchs und gedieh, war ein munterer, kräftiger Junge geworden, und benutzte den Schlagbaum vor seinem Elternhause zur Einübung turnerischer Kunststücke. Im Alter von sechs Jahren hatte er es bereits zu einer tadellosen Exekutierung des Bauchaufschwungs gebracht.

Nichts lag seinem reinen Kindergemüte ferner als der Gedanke einer symbolischen Bedeutung des zweifarbigen Turngeräts.

Da erreichte ihn auch schon sein Schicksal. In der Wohnung seines Vaters erschienen zwei Boten und verkündeten dem verblüfften Grenzwächter, daß es an allerhöchster Stelle beschlossen worden sei, die Zugehörigkeit seines Sohnes Theophil auch fürderhin in Schwebelasse zu belassen. Gleichzeitig wurde dem Vater Karl Banner, im Namen des Gesetzes beider Länder streng befohlen, seinen Sohn an jedem Montag, Mittwoch und Freitag in die zunächst gelegene Volksschule des roten, an den andern Tagen der Woche hingegen in eine Schule des schwarzen Landes zu schicken. Derselbe Lehrplan war, laut Beschluß, auch für die Gymnasialzeit Theophil Banners vorgesehen.

Im Alter von 21 Jahren sollte es dann Theophil Banner selbst überlassen werden, sich aufgrund seiner innigsten Überzeugung das Vaterland selbst zu wählen. (Natürlich war man auf beiden Seiten gleich fest davon überzeugt, die glorreiche Geschichte des Landes werde Hand in Hand mit der augenfälligen, auch historisch genügend erwiesenen Minderwertigkeit des Nachbarlandes Theophil zu einem begeisterten Roten, respektive Schwarzen machen; und beide Teile freuten sich darauf, dem verhaßten Gegner eine so glänzende Niederlage zu bereiten.)

Theophil Banner selbst blieb bis auf weiteres auch jetzt noch ahnungslos. Gleichgültig trottete er bald diesseits, bald jenseits seines geliebten Turngeräts in die Schule, bis endlich auf beiden Seiten der Buchstabe »i« an die Reihe kam. Es gehört nämlich zu den heiligen Gütern der schwarzen Nation, das »i« als »ei« auszusprechen, und es zirkulierten in diesem Lande unzählige spöttische Scherze und Lieder gegen die ganze alberne und bornierte Aussprache der Roten. In den Cafés und Wirtshäusern wurden Leute, die das »i« als solches aussprachen, unhöflich bedient, und die Kaufleute verkauften an solche »Ausländer« nur mit erheblichem Zuschlag.

In die Waldeinsamkeit des Grenzwächterhäuschens, das überdies im roten Lande lag, war dieser Sprachenhaß noch nicht gedrungen, und so sah der ahnungslose Theophil aufgrund der tags vorher in der roten Schule empfangenen Lehre, das »i« überzeugt für ein »i« an.

Der schwarze Lehrer war einer Ohnmacht nahe. An der Wand hing das Bild eines höchsten Vorgesetzten, des Unterrichtsministers, der als außerordentlich begeisterter Patriot besonderes Gewicht auf die tüchtige Gesinnung der Volksschullehrer und die streng nationale Erziehung der Jugend legte. Getrieben von der Verehrung für den großen Mann und von der Sehnsucht, sich hervorzutun, ergriff der Pädagoge sein geschmeidigstes Rohrstäbchen und verabreichte dem armen Theophil vor allem eine mörderische Tracht Prügel. Hinterher schüttelte er noch das Füllhorn seiner Beredsamkeit über den jungen Verbrecher aus und war

ehrlich bemüht, alle patriotischen Schlagworte, die anlässlich des letzten Lehrertages von Seiner Exzellenz dem Unterrichtsminister in Umlauf gebracht worden waren, der Reihe nach zu verwenden.

Theophil nahm sich die flammenden Worte ebenso zu Herzen wie die Hiebe, was ihm tags darauf – wie jeder Scharfblickende bereits erraten haben dürfte – eine nicht minder beträchtliche Tracht Prügel und eine nicht minder flammende Rede zugunsten der entgegengesetzten Aussprache eintrug.

Dieses erste tragische Erlebnis bereitete der schönen Voraussetzungslosigkeit und edlen Naivität Theophil Banners ein jähes Ende. Er wußte nun, daß die zweifarbige Stange vor seinem Elternhause nicht nur ein Turngerät sei, sondern vielmehr ein erstes Wahrzeichen, das die Welt in zwei Teile teilte.

Hier endigten die Keile für »ei«, setzten die Keile für »i« ein!

Das merkte er sich genau, stellte als kluger Junge sein Gehirn vor jedem Schulgang auf die dem Tage entsprechende Aussprache ein, und blieb nun längere Zeit ungeschoren.

Erst auf dem Gymnasium zeigten sich neue Schwierigkeiten. Der Unterricht in den exakten Wissenschaften wies nur unwesentliche Unterschiede auf. Nur über den Geburtsort und die Zuständigkeit einzelner berühmter Erfinder herrschte teilweise entgegengesetzte Meinung.

Schwerer hatte er es schon mit der Literaturgeschichte. Da mußte er ängstlich darauf bedacht sein, die Begeisterung, die ihn Montag, Mittwoch und Freitag für die Dichter des roten Landes erfüllte, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend auf achselzuckende Anerkennung herabzustimmen.

Der »Dichterstürm«, der am Montag »die Sonne seines Geistes über den ganzen Erdball leuchten ließ«, war Dienstag bestenfalls ein »begabter Mensch«, dessen zwei bis drei Hauptwerke als »nennenswert« galten. Und vice versa.

Glücklicherweise war Theophil ein heller Kopf und hatte sich bald an diese Art doppelter Buchführung gewöhnt. Nur den schier unübersehbaren Komplikationen des zweifarbigen Geschichtsunterrichts zeigte er sich nicht ganz gewachsen. Und hier erreichte ihn auch der zweite Schicksalsschlag.

Mit glühenden Wangen saß er eines Montags in der Schule und lauschte gespannt dem Vortrag des Geschichtsprofessors, der eben mit mächtigen Worten die Greuelthaten Urbans des Ersten, genannt »Urban der Bluthund«, schilderte. Fürchterlich waren die Anklagen, die der empörte Professor gegen diesen grausamsten aller Tyrannen erhob.

»Vom Jahre 1729 bis zum Jahre 1791 schwang Urban sein vom Blute unschuldiger Kinder triefendes Zepter. Seine Herrschaft erstreckte sich über das rote und schwarze Land und über einundzwanzig andere Königreiche, die er mit seinen bestialischen Söldnern gleichfalls heimtückisch überfallen, geplündert und unterworfen hatte. Auf allen Wegkreuzungen standen Galgen; die besten unseres Landes mußten ihr Haupt auf den Richtblock legen, Witwen und Waisen riefen überall den Fluch des Himmels auf den Tyrannen herab! – –«

Das junge, temperamentvolle Herz Theophils, immer überhitzt von dem zweifachen Patriotismus, schlug Sturm während dieser Schilderungen. Er konnte kaum noch an sich halten, als der Professor nun auch das Schicksal der roten Helden erwähnte, die sich endlich

entschlossen zusammengetan hatten, um das Vaterland von dem »Bluthund« zu befreien. Sie waren unbemerkt ins Schloß gedrungen, hatten die Wachen bestochen und standen bereits vor dem Schlafzimmer des Verhafteten, als plötzlich ein verräterischer Schurke Lärm schlug, die Helden überrumpelt und gefesselt wurden.

Ein unterdrücktes Schluchzen lief durch die Bänke, als die zehn Märtyrer mit dem Ruf »Es lebe die Freiheit, es lebe das Vaterland!« furchtlos die Richtstatt betraten – – –

Wer beschreibt aber die angenehme Überraschung Theophils, als der Geschichtsprofessor des schwarzen Gymnasiums den Unterricht am nächsten Morgen mit folgenden Worten begann:

»Was ich euch heute zu sagen habe, brauche ich eigentlich gar nicht zu erzählen. Denn es gibt hoffentlich keinen unter euch, der es nicht längst schon wußte, wer vom Jahre 1729 bis zum Jahre 1791 auf dem Throne unseres teuren Vaterlandes saß.«

Alle Finger schnellten in die Höhe. Freudig sprang Theophil Banner auf und schmettete:

»1729 bis 1791 herrschte über das schwarze und über das rote Land sowie auch über einundzwanzig andere Königreiche der grausame Tyrann: Urban der Bluthund...«

Ein betäubendes Wutgeheul folgte seinen Worten. Alle Schüler sprangen aus den Bänken, warfen sich auf Theophil, zerrten und rissen ihn bei den Haaren und an den Ohren, schlugen mit den Fäusten auf ihn los, bis er auf das Katheder flüchtete und hilfeschend die Knie des Professors umfing. Aber auch der Professor kannte kein Erbarmen und stieß ihn mit den Füßen von sich.

Erst als der Unglückliche zerfetzt, zertreten, verprügelt leise schluchzend in der Ecke kniete, und die Entrüstung sich allmählich gelegt hatte, begann der Lehrer seinen Vortrag.

Und nun erfuhr Theophil Banner, daß Urban der Große, so nannten sie hier den blutdürstigen Tyrannen, der höchste Stolz seines schwarzen Vaterlandes sei. Denn: unter Urban dem Großen ging die Sonne im Reiche der schwarzen Patrioten nie unter, und der Kriegerhym der schwarzen Fahne erfüllte die ganze Erde! Urban der Große war edel und gut! Unbarmherzig gegen seine Feinde. Freigebig gegen seine Getreuen.

Das empfängliche Gemüt Theophils konnte den wirkungsvollen, von patriotischem Elan getragenen Worten nicht lange widerstehen. Das Bild Urbans des Bluthundes verblaßte, und Urban der Große stand leuchtend vor ihm.

Er glühte vor Entrüstung, als der Lehrer zum Schluß der feigen Meuchelmörder gedachte, die es versucht hatten, den großen König im Schlafe hinzumorden. Die Hinrichtung entfesselte einen Beifallssturm; und die Schüler beschlossn einstimmig, das Monument des getreuen Kammerdieners, der durch seine Wachsamkeit die verruchte Tat vereitelt hatte, zu bekränzen.

Auch Theophil Banner opferte begeistert seine Ersparnisse, auch er stimmte vor dem Standbild aus voller Kehle in die schwarze Nationalhymne ein.

Vergebens!

Der Faustschlag ins Gesicht eines ganzen Volkes war nicht so leicht zu sühnen.

Namentlich war es der Geistliche, der sich, vielleicht mit Rücksicht auf die bedeutenden Schenkungen Urbans des Großen an die Kirche, gegen Theophil ins Zeug legte. Er stellte Nachforschungen an, ersuchte seinen roten Kollegen um Auskünfte und trat bald mit der

sensationellen Enthüllung vor das Professorenkollegium, daß Theophil Banner den Namen seines Vaters zu Unrecht trage, daß Theophil ein uneheliches Kind sei!

Das kam so: Im roten Königreich war seit Jahrzehnten die Zivilehe eingeführt, während die schwarzen Bürger, dank der Fürsorge ihrer Geistlichkeit, von dieser gottlosen Institution noch verschont geblieben waren. Nun war aber der Vater Theophils, wie bekannt, Untertan des roten Landes, und hatte sich, nicht so sehr aus Überzeugung, eher aus Abneigung gegen unnötige Ausgaben, mit der Zivilehe begnügt. Nach schwarzen Begriffen waren also die Eltern Theophils überhaupt nicht verheiratet.

Theophil erhielt den strengen Befehl, den Namen Banner innerhalb der schwarzen Grenzen nicht länger zu usurpieren, und hatte neben seinen beiden Vaterländern nun auch noch zwei Familiennamen zu tragen.

Mit dieser Bereicherung seines Repertoires hätte sich der geschmeidige Knabe leicht abgefunden, allein die Folgen der einseitigen Namensänderung waren äußerst unerquicklich.

Während er nämlich diesseits des rotschwarzen Schlagbaumes auch weiterhin für einen honetten Jungen galt, den jedermann freundlich begrüßte, begegnete er jenseits des Schlagbaumes nur unfreundlichen Gesichtern, und die kleinsten Hosenmäτze fühlten sich berechtigt, ihm auf offener Straße Kosenamen wie »Bastard« oder »Bankert« nachzurufen.

Diese ungerechte Behandlung hätte die Seele und – was viel wichtiger – die Wehrkraft des jungen Theophil unfehlbar dem roten Staate zuführen müssen, wenn der durch und durch mit Begeisterung wattierte und nur aus »Hoch« und »Pereat« zusammengesetzte Jüngling einer subjektiven Regung überhaupt noch fähig gewesen wäre. Allein die auf beiden Seiten mit besonderem Nachdruck geführte nationale Erziehung hatte zu diesem Zeitpunkt ihre Wunder bereits vollbracht.

Namen und Ziele der Helden und Verräter spielten in Theophils intensivem Gefühlsleben längst keine Rolle mehr. Seine Sympathien gehörten den Begriffen, die ihm eingepaukt worden waren, und sein Patriotismus schaltete sich Tag für Tag automatisch um.

Man wird es nun begreiflich finden, daß Theophil Banner (alias Sobel) unter solchen Umständen zitternd den Tag der Entscheidung herannahen sah. Von welchem seiner geliebten Vaterländer sollte er sich trennen? Ihm blühten in jedem Falle drei unglückliche Tage wöchentlich!

Eine gütige Vorsehung ersparte ihm diesen Entschluß und seine Folgen.